

Unsere Volkstrachten in früherer Zeit

Je und je lesen wir von einem Trachtenfest, auch in unserem Bezirk. Bei einem solchen Trachtenfest treten Männer und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen auf in einer Kleidung, wie sie früher in bestimmten Gegenden üblich war, und jedermann hat seine Freude dran. Es ist noch nicht lange her, da sah man in vielen unserer Gemeinden noch die gelbe oder schwarze Lederhose; vielleicht haben unsere Väter und Großväter sie noch getragen; ja es gab eine Zeit, wo man nicht bloß auf dem Lande sondern auch in der Stadt sich ähnlich gekleidet hat.

Bis vor nicht langer Zeit trug der Bauer bei uns Sonntags seinen langen blauen Rock mit weißen, übereinandergreifenden Metallknöpfen, eine Tuch- oder Manchesterweste, blau, rot oder schwarz mit kleinen weißen Knöpfen, gelbe oder schwarze, mit Verzierungen versehene Lederhosen bis zum Knie reichend, schwarze Strümpfe, blank gepuzte Rohrstiefel oder Schuhe mit Schnallen, auf dem Kopf einen schwarzen Dreispitz oder einen runden Filzhut. In den westlichen Orten des Bezirks hatte man mehr die schwarzen, im Osten in den an das Gäu grenzenden Ortschaften mehr die gelben Lederhosen, ebenso in den östlichen Orten mehr die rote, in den westlichen mehr die schwarze oder überhaupt dunkle Weste. Der unverheiratete Bauer trug ein Wams und eine mit Pelz verbrämte Mütze mit goldenen Troddeln. Diese Tracht sieht man in der Regel bei den Trachtenfesten, und sie bildet in der Tat eine schmutze Kleidung. Die Handwerksleute hatten an ihren Röcken keine metallenen sondern überspinnene Knöpfe; sie haben auch die Kniehose viel früher mit der langen Hose vertauscht. Werktags trug der Bauer einen weißen Zwilchrock, die Handwerksleute leinene Wämser.

Die Frauenkleidung bestand Sonntags in halbwoollenen, dunklen, enggefältelten Röcken, dunklen, meist mit Blümchen versehenen Kitteln, darunter ein rotes, blaues oder grünes Leibchen, dazu eine schwarze oder blaue Schürze. Werktags trägt man, meist auch jetzt noch, leinene, dunkle Röcke. Die Kopfbedeckung der Frauen am Sonntag bildet eine schwarze Haube mit schönen, breiten Bändern, die vorne und hinten herabfallen. In Ober- und Untertalheim trugen die Frauen bis vor wenigen Jahren noch die große Radhaube; derzeit ist dieselbe ersetzt durch eine kleinere Haube. Ebenso tragen die Frauen in den südlichen Ortschaften auch heute noch teilweise die früher allgemein üblichen Puffärmel, „Muzen“ genannt.

An der Tracht nahmen auch die Kinder, Knaben und Mädchen in entsprechender Weise teil. Die Knaben trugen eine Zipselmütze oder — besonders am Sonntag — eine schildlose runde Mütze mit Verzierungen und Troddel, die Mädchen ein Häubchen oder ein um den Kopf gebundenes Kopftuch.

Bei besonderen Anlässen, so bei Taufen und Hochzeiten trugen die Nächstbeteiligten noch besonderen Schmuck. Die Patin trug bei der Taufe ein Kränzlein im Haar, die Gespielinnen bei der Hochzeit eine

Schappel, eine aus goldenen und silbernen Zieraten zusammengesetzte, kronenartige Mütze.

Nun sind alle diese eigenartigen, teilweise so schönen Bekleidungsstücke bis auf wenige Reste der Vergangenheit anheimgesunken, und diese werden sich vielleicht auch nicht mehr lange halten können. Wir können fast täglich beobachten, wie sich dieser Vorgang abspielt. Ein Mädchen, das in seiner Heimat die Tracht getragen hat und Vater und Mutter haben es gerne gesehen, übernimmt eine Stelle als Dienstmädchen in der Stadt; es sieht sich in seiner Tracht alleinstehend und fühlt sich bald unter anderen vereinsamt; es läßt sich seine Kleider umändern und will auch „modisch“ gekleidet sein; es kommt in seine Heimat zurück, aber seine frühere Tracht nimmt es nicht mehr an, und die anderen folgen ihrem Beispiel. Und so sind es viele Umstände, welche dazu beitragen, daß die Trachten im Verschwinden begriffen sind, und diese Umstände sind tief begründet in der allgemeinen Zeitrichtung, die einen Zug zur Aufhebung der Unterschiede und der eigenartigen Erscheinungen in sich trägt. So sieht man auch seit einiger Zeit in immer steigendem Maß hinsichtlich der Kleidung Stadt und Land einander möglichst angenähert. Man kann diese Erscheinung, die eine Entwicklung von Jahrhunderten abschließt, beklagen oder begrüßen, es ist aber eben eine in den Zeitumständen begründete Tatsache, die ihre Licht- und Schattenseiten hat. Wir dürfen auch nicht glauben, daß die Tracht, wie sie jetzt im Verschwinden begriffen ist, von jeher in unserem Bezirk heimisch gewesen sei; wenn wir die Kleidung des Bauern etwa im 15. oder 16. Jahrhundert ansehen, so war sie ganz anders als die Tracht der letzten Jahrzehnte. Auch die Tracht unseres Bezirks hat ihre Entwicklung durchgemacht; sie ist sehr abhängig von der wirtschaftlichen Lage der Zeit- und Ortsverhältnisse. Man hat oft gesagt, eine Tracht sei eine Modekleidung, die auf einer bestimmten Stufe stehen geblieben sei. Mag dem so oder so sein, jedenfalls hat die Tracht etwas Bodenbeständiges an sich; sie schmiegt sich an die Orts- und Zeitverhältnisse an, trägt den bestehenden wirtschaftlichen Verhältnissen Rechnung und erweist sich als praktisch und solid und hat sich deshalb auch so lange Zeit erhalten können. Wenn man manchmal glaubt, die städtische Kleidung sei schöner als die Tracht, so darf man darauf hinweisen, daß die Trachten die Wertschätzung gerade deshalb finden, weil man erkennt, daß sie geschmackvoll und fleißig sind. Es hat deshalb immer etwas für sich, wenn man der überkommenen Sitte treu bleibt, und sollte nie ohne triftigen Grund dieselbe ablegen.

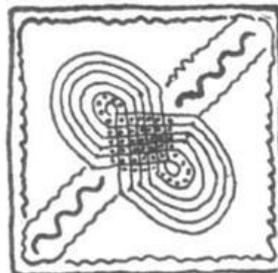


Bild 252: Ofenplättchen. Schönbronn.